

# Mehrerauer Grüße

16. Heft.

Ostern 1917.



Die „Mehrerauer Grüße“, als Manuskript gedruckt, erscheinen dreimal im Jahre; der Bezugspreis ist auf 75 h oder 70 Pf. jährlich für Deutschland und Österreich, 85 Centimes für die übrigen Länder festgesetzt.

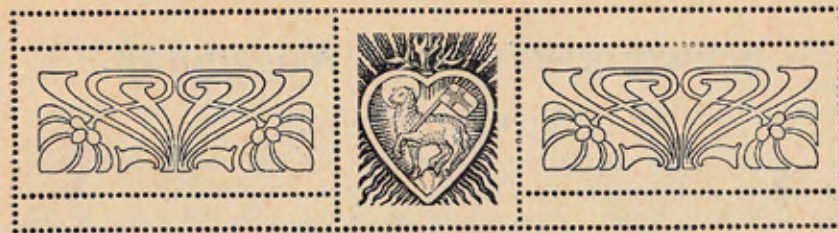
**Bregenz.**

Druck von J. N. Teutsch.

Die „Auszeichnungen“, die uns seit Ausgabe des 15. Heftes der „M. G.“ bekannt geworden, sowie die Namen der Teuren, deren Heldentod uns gemeldet worden, werden wir im Jahresberichte des Kollegiums, der auch als 17. Heft der „M. G.“ ausgegeben wird, kundgeben. Es werden dann auch weitere Bilder der auf dem Felde der Ehre Gefallenen gegeben werden, soweit es uns möglich ist. Raummangel zwang uns, aus vorliegendem Hefte ein Bild auszuschalten.

**Eine Nacht in den Abruzzen.** Mein Tarcisius-Geschichtlein. Von Heinrich Federer. 1. bis 30. Tausend. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.

H. Federer konnte angezeigtes Büchlein wirklich betiteln: „Mein Tarcisius-geschichtlein“. Es ist von Anfang bis zum Ende geschrieben von Federers Eigenkunst und durch sie entwickelt das alte heilige Geschichtlein, schon an sich erhebend und erwärmend, erhöhten Reiz.



## Ostern.

**K**ein treuer Sohn der Kirche verschließt sein Herz dem Schmerze, mit dem sich diese seine herrliche Mutter in den Karwochentagen vor dem Bilde des leidenden und sterbenden Erlösers niederwirft. Als Kind der Liebe fühlt sie so ganz das namenlose Weh und die Todespein des Gekreuzigten, der „die Seinen geliebt bis ans Ende“, und als Mutter der Liebe führt sie uns alle hin zum Kreuze und zum Grabe des göttlichen Heilands, damit wir ihm da Liebe mit Gegenliebe vergelten. Ob wir, liebe Alt-Mehrerauer, noch an der Heimstätte uns mühen oder im Felde die Waffen führen für Wahrheit und Recht, für Heimat und Vaterland, wir wollen im Geiste dem Kreuzeskönig huldigen — in seinem Blute reuig alle Sündenschuld tilgend, in seinem Herzen uns erneuernd, ihm ewige Treue gelobend. Das sei unser Karfreitagbeten.

Vereinigen wir uns alsdann mit der Kirche zu hellem und heiligem Osterjubel! Es ist ein ganz eigenartiger, großartiger Jubelgesang, den sie am Karsamstag anstimmt, wenn sie die Osterkerze weiht. Sie besingt da sogar die Schuld, die durch die Erlösung so überreich gesühnt worden. „O glückliche Schuld, die einen so guten und so großen Erlöser zu haben verdiente! O unbegreifliche Liebe der Güte Gottes! Um den Knecht zu erlösen, hast Du den Sohn geopfert.“ Dann fleht sie in der vollen Freude des Herzens, Gott der Herr wolle durch seinen steten Schutz unter des Papstes und des Bischofs Hirtensorge alles Volk in Osterfreude leiten und lenken und bewahren, durch seiner Güte und Barmherzigkeit gnädiges Walten unter des Kaisers Wünschen und Streben die Ruhe dauernden Friedens und himmlischen Sieg gewähren. Dies, liebe Alt-Mehrerauer, sei in innigem Verein mit der Kirche auch unser Karsamstaggebet, unser Ostergesang — mitten im Leid und in der Not des langen, bangen Krieges.

„Und drängen die Nebel noch so dicht  
Sich vor den Blick der Sonne,  
Sie wecket doch mit ihrem Licht  
Einmal die Welt zur Wonne.“ (E. Geibel.)

Die Sonne unserer Seele ist Christus Jesus, der Gekreuzigte und Auferstandene. Seine Gnade beglücke alle, alle! Alleluja.

## Schwertgeklirr und Wogenprall.

### Von der Somme.

Ein Sausen, ein Blitzen, ein Krachen! Dunkle stürmische Nacht, es regnet in Strömen. — Der Feind greift an, das Todesorchester der Kanonen spielt seine schaurige Weise. Stechender Geruch, wir setzen die Gasmasken auf, es sind Todesgase. Ein Sausen, ein Blitzen, ein Krachen! Schweigend gehen Männer an uns vorbei. Zur vorderen Linie, zur Hölle. — Hastig fahren die Kolonnen vor; die Bräusten der Braven, sie kennen ihn, wie der Mensch den Duzfreund, den Tod. — Schweigend gehen wir weiter mit unserer schweren Last. — Wir tragen einen Toten, unsern Freund. — Mit uns sang er beim Auszug ins Feld: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn.“ — — — Wir graben, graben schnell und aufgeregt — ein Sausen, ein Blitzen, ein Krachen! — ein Grab — und begraben den toten Freund.

### In Ostende am Meer.

Ich stehe in den Dünen bei Ostende am Meer. In der Ferne der Kursaal, die herrlichen Hotels und der schöne Strand, wo einstens in goldenen Friedenstagen lustwandelnd glückliche Menschen auf und nieder gingen. Dumpf rollt der Donner der schweren Küstenbatterien. Am Himmel ist ein feindlicher Flieger zu sehen; die weißgrauen Sprengwolken zwingen ihn zur Umkehr. Draußen auf dem Meere fahren Schiffe hin und her, die Ufer bewachend; ein Unterseeboot taucht unter, um das alte Dogma: „Britania rule on the waves“ zu stürzen. Zu meinen Füßen aber rauscht das stürmische Meer ein hoffnungsvolles Lied, das Brautlied seiner Freiheit. — —

### Orient.

In dunkler Nacht nahmen wir vom Doiransee und vom „freien“ Volke der Hellenen, das auf dem gegenüberliegenden Ufer des Sees wohnt, Abschied. Und in dunkler Nacht kamen wir mit dem Zuge in Z. an. — Kinderwimmern in dunkler Nacht. — Flüchtlinge lagern mit uns hier in Freien in dunkler, kalter Novembarnacht. Das dürftige Feuer beleuchtet die besorgten Gesichter der Frauen und Greise. — Die Frage, wohin, was nun, beschäftigt ihren Sinn. Der Türke ist etwas abseits, seinen Frauen hat er auch hier mit Hilfe von Schilfmatten ein eigenes Gemach geschaffen. Außerhalb dieser Gemeinschaft bewegen sich dürftig bekleidete, barfußige Gestalten — Zigeuner.

Flüchtlingseleid, wohl eines der dunkelsten Blätter in der Geschichte dieses Krieges. — Am andern Morgen geht es weiter, die Stadt mit ihren steil zum Himmel ragenden Minarets hinter uns lassend. — Neue Flüchtlinge begegnen uns mit ihrem Hab und Gut auf unseren langen Märschen. Ueber Berge und Täler

geht es auf den von den Deutschen errichteten imposanten Bergstraßen. Sie zittern unter der ungeheuren Wucht der Autokolonnen. Deutsche und österreichische schwere Artillerie fährt zur Front. Endlose bulgarische Ochsenkolonnen und die über die wild zerklüfteten Felsen führende Drahtseilbahn eines bayerischen Korps bringen Material zu den kämpfenden Truppen. Infanterie zieht singend in den Kampf. — Ich denke an Paul Rohrbach:

„Auf den Opfern und den Waffen ruht der Staat.“

Und denke an die Flüchtlinge, die wohl am meisten opfern — und nun keinem Staate und keinem Vaterlande angehören.

J. B., Zögl. 1906/08.

\* \* \*

### Aus Indien vertrieben.

(Fortsetzung.)

Nun, liebe Leser der „Mehrerauer Grüße“, heißt es wieder den Koloß Golconda besteigen, denn nach einigen Tagen gehts in die hohe See. Wir wollen nun vom Schiff aus etwas Rundschau halten und das Schiff etwas begucken. Wir befinden uns an der Ostseite des Hoogly. Der Ganges in seiner Vereinigung mit dem Brahmaputra mündet in den bengalischen Meerbusen in einem der größten Deltas der Welt; es hat eine Ausdehnung von 800 □ Meilen. Der Hoogly ist der westlichste Arm dieses Deltas. Am östlichen Ufer dieses Flusses liegt die Stadt Kalkutta, die mit ihrer Vorstadt und Fabrikstadt Howah 1,217.000 Einwohner zählt. Von der Stadt aus sind noch 150 km bis zum Meere. Bis hierher können die größten Ozeandampfer fahren. Unser Schiff war benannt nach einer alten Stadt Mittelindiens, die ein muhammedanischer Fürst gegründet hatte. Es gehörte der Ostindischen Dampfschiffsgesellschaft und war ein Postdampfer, der schon, bevor der Suez-Kanal eröffnet wurde (1869), um die Südspitze von Afrika herum seine Reise nach Europa machte. Es war also ein erprobter, mit alter Maschinerie ausgerüsteter Kasten und ging infolgedessen auch nach dem Satze: langsam kommt man auch voran, nicht zu schnell, höchstens 11 Seemeilen in der Stunde. Später, nachdem man Schiffe mit neuen Maschinen baute, wurde dieser Dampfer nur mehr benützt für die indischen Gewässer. Der Krieg jedoch hat ihn wieder zu Ehren gebracht. Er sollte nun die gefährlichen Deutschen von Indien fortschaffen, was ihm auch gelang. In zwei Partien hat er sie nach Europa befördert, dann hat er sich zur Ruhe gelegt im Meeresgrunde an der Ostküste von Schottland. Er war ein Viermaster mit 2 Kaminen, 240 engl. Fuß (cc. 74 m) lang und eingerichtet mit elektrischem Licht und drahtloser Telegraphie. Da er nur für cc. 100 Leute Kabinen hatte und wir bei 500 waren, wurden die 2 Mitteldecksgepäcksräume in Kabinen verwandelt. Meine Kabine, die ich mit noch sieben anderen teilte, war gerade unter der provisorischen Küche. Da mußten wir die

längste Zeit die Gucklöcher geschlossen halten, um nicht die angenehme Spende der Küchenabfälle in der Kabine zu haben. Gespeist wurde international, das will sagen, es gab keine erste und zweite Klasse. Wir Ausgewiesenen alle bekamen dasselbe in Portionen vorgelegt. Das Brot und die Fische waren noch das Beste. Das Fleisch hatte oft einen feinen Geruch, sodaß ein Hund davor die Nase gerümpft hätte. Die Speisezeit war nach englischem Muster 6—8 Uhr Kaffee oder Tee, 9 Uhr Gabelfrühstück, 1 Uhr Mittagessen, 4 Uhr Tee, 6 Uhr Abendessen. Feste Plätze bei Tisch waren keine angewiesen, jeder suchte sich einen Platz, wo gerade einer frei war, fand man keinen freien Platz bei der ersten Abteilung, mußte man warten bis zur zweiten. Später haben sich dann gleich und gleich mehr zusammengefunden und wir Missionäre und die Klosterfrauen hatten so ziemlich den mittleren Tisch frei bekommen, so daß dieser den Namen „klerikaler Tisch“ erhielt. So saßen wir auch am 18. November beim Mittagessen beisammen, als plötzlich ganz unbemerkt unser Schiff sich vom Ufer entfernte und ganz langsam den Fluß hinabschwamm. Gleich erfuhren wir die Ursache davon, als ein Ozeandampfer heraufschraubte. Ihm mußten wir den Landungsplatz einräumen und wir legten noch Anker an der Westseite des Hugly am botanischen Garten. Freilich haben wir da von der schönen Anlage vom Schiff aus blutwenig, ja gar nichts gesehen.

#### **Kalkutta—Madras, 19. Nov. 6 Uhr früh — 22. Nov. 2 Uhr nachm.**

Endlich sollte es ernst werden mit der Abreise. Das Signal rief die Matrosen an die Arbeit, viele aus uns verzichteten an diesem Tage auf das Frühstück, die Dampfschraube trat in Bewegung, wir waren alle fast vollzählig auf dem Verdeck, denn da gab's noch keine Seekrankheit. Auf beiden Seiten sah man Land eintönig, hier und da wieder ein englischer Ansitz oder ein Hindudorf, bis wir dann an die Mündung des Hugly kamen. Und nun lebe wohl, Indien, bis wir dich in Madras noch einmal sehen, wo wir dann vereint Abschied nehmen sollten von dir auf unbestimmte Zeit oder gar für immer. Weiter und weiter rückte das Land weg, schließlich nur mehr Himmel und Wasser. Da auf einmal, es war gegen 1 Uhr nachmittags, ein Ruck und unser Schiff stand. Was ist geschehen? Ist vielleicht schon einer ins Wasser gefallen? Ist vielleicht jetzt am ersten Tag schon das Schiff beschädigt? Hat's vielleicht schon ein Leck bekommen? Diese und ähnliche Gedanken schwirrten durch die Köpfe. Die Matrosen, die sich schon etwas an uns gewöhnt hatten, kamen herbei und schauten mit ihren Argusaugen in die grüne Tiefe. Der Grund war: wir saßen auf einer Sandbank. Der Kapitän hat zwar den Weg gewußt, aber gerade da hat der Hoogly seinen Sand hinausgestoßen und das hat der Kapitän freilich nicht beachtet. Wir mußten halt sitzen bleiben. 2 Frachtdampfer sind an uns vorbeigefahren, wahrscheinlich

kamen sie von Rangoon (Burma) her und die haben uns brav ausgepiffen und die neue Hiobspost nach Kalkutta getragen. Und wir dachten uns: gut, daß wir jetzt auf etwas festem Grund sitzen. Sinken können wir ja auch nicht und verhungern können wir auch nicht, weil wir ja noch Vorräte bei uns haben. Der Kapitän tat sein Möglichstes, um den Koloß wieder frei zu machen, aber der Sand gab nicht nach und lieber mußte er zuwarten, als daß die Dampfschraube bräche. Endlich 5 Uhr kräuselten die Wellen heran, die Flut trat ein, das Wasser hob das Schiff in die Höhe, die Schraube löste sich vom Gangessand und mit einem dumpfen Jauchzer glitt das Schiff mit größtmöglicher Schnelligkeit dahin. Schon brach die Dämmerung an, die erste Nacht auf hoher See. Ein wolkenloser, mit Sternen besäter Himmel schaute hernieder und auch unser Schiff war erhellt vom elektrischen Lichte. Die Schiffstühle wurden zurecht gerichtet und nun wurden Neuigkeiten ausgetauscht beim Wehen der feinen Meeresbrise bis spät in die Nacht hinein. Viele übernachteten auf dem Verdeck, die meisten verkrochen sich nach und nach mit dem deutschen „Gute Nacht“ in ihre Kabinen. Es verging so in der echt tropischen Temperatur die Nacht und wieder ein Tag und es war der erste Sonntag auf dem Schiffe. Schon am Vorabend war im Vereinszimmer der beiderseitige Gottesdienst der Katholiken und Protestanten angeschlagen worden. Wir Katholiken, die in der Minderzahl waren, hielten Gottesdienst mit Predigt um 8 Uhr im kleinen Speisesaal, die Protestanten um 10 Uhr im großen Speisesaal. Ueberdies konnten wir auch an Werktagen Messe lesen in den Kabinen und im Speisesaal der Schiffsoffiziere bis 7 Uhr. Um 7 Uhr mußte alles wieder weggeräumt sein, da die Offiziere zum Frühstück kamen. Nachmittags konnte keine gemeinsame Andacht gehalten werden. So verstrich der erste Sonntag und Abends war die See schon etwas unruhig. Abends waren schon weniger Leute zu sehen und am nächsten Tage waren schon Lücken in den Speisesälen. Es wurmte schon bei manchen im Magen ein sonderbares Gefühl, das man Seekrankheit nennt. Gut, daß wir nicht mehr weit von Madras waren; im Hafen drinnen, wo alles schön ruhig ist, kann die Seekrankheit nicht kommandieren. Unser erster Blick bei der Einfahrt war auf die großen Petroleumbehälter gerichtet, von denen, glaube ich, 3 von dem deutschen Schiff „Emden“ bei Beginn des Krieges im Herbst 1914 in Brand geschossen worden waren. Jetzt sah man nichts mehr von der Verwüstung. Die beschädigten werden wohl wieder erstanden sein und alle waren ganz schneeweiß angestrichen. Wir mußten in Madras landen, weil hier die Zahl der Ausgewiesenen voll werden sollte. Bis Madras waren unser cc. 200, nach Madras 500. Da im sicheren Hafen drinnen krochen die Seekranken wieder heraus aus den Kabinen, um das Tun und Treiben am Hafenuai zu betrachten. Und es dauerte gar nicht lange, da kamen schon Freuden- und

Leidensgenossen heran. Voran ein Wagen mit dem Gepäck, hintenher die deutschen Delinquenten und zu guter Letzt ein spitzbartiger Polizeizipfel. Dieser letztere mußte natürlich dabei sein, auf daß ja keiner sich verlaufe oder sich verspäte. Und so kam ein Trupp nach dem andern, den ganzen folgenden Tag. Gegen Abend waren alle, die auf der schwarzen Liste gestanden, vollzählig auf dem Schiffe. Von jetzt ab durfte keiner der 500 Deutschen, ob jung oder alt, mehr ein Festland betreten auf englischem Gebiete. Unser Schiff hat an vier zu England gehörigen Häfen gelandet, aber keiner durfte aus dem Schiffe; und aus Furcht, wir könnten rebellisch werden, sind 30 englische Soldaten zu unserer Bewachung mitgeschickt worden mit Bajonett und Revolver. Aber schon in der ersten Nacht, noch im Hafen von Madras, mußten diese Soldaten gegen die eigenen Schiffsdienere zu Felde rücken. Die Diener wollten nämlich in die Stadt gehen, was ihnen aber verboten wurde, weil der Kapitän mit Recht fürchtete, die Losgelassenen würden dem Schiffe Lebewohl sagen und so könnte er sein Schiff nicht mehr weiterbringen. Und das wurmte in den Eingeborenen und es entstand ein Aufstand. Nur durch gütiges Zureden und Versprechungen von Seite des Kapitäns wurde größeres Unheil verhütet. Dieser Vorfall gab dazu Anlaß, daß wir früher, als vorher bestimmt wurde, wieder weiterfahren. Unser Schiff dampfte wieder aus dem Hafen Madras am 24. November 1 Uhr nachmittags und fuhr ohne Unterbrechung bis Kapstadt. Doch davon später. (Fortsetzung folgt.)

P. B. D., Zögl. 1893/95.

## Was trieb Jung-Mehrerau im Winter 1917?

„Wie ist denn in Mehrerau das Weihnachtsfest verlaufen?“ „Wurde dort in den Fastnachtstagen auch Theater gespielt?“ „Wie hat man am Bodensee den diesjährigen strengen Winter zugebracht?“ Diese und ähnliche Fragen sind auf Postkarten und in Briefen zu lesen, die seit Neujahr hier einlaufen und uns zur größten und aufrichtigsten Freude die Versicherung geben, daß das Interesse vieler, vieler Alt-Mehrerauer am Leben und Treiben in unserem Kollegium und mit diesem Interesse auch die alte Liebe und Anhänglichkeit noch lange nicht im Schwinden sind. Gerne entspricht deswegen der Chronist der M. G. dem Drängen der treuen Frager und will erzählen von der letzten Wochen „großen Geschehnissen“.

Wie ihre beiden Vorgängerinnen ist auch die dritte Kriegswihnacht in aller Einfachheit, doch lieb und traut verlaufen. Aus einer neu errichteten, herrlich beleuchteten Krippe grüßte das Christkind in der heiligen Nacht Jung-Mehrerau und diese sang ihm als Gegengruß das alte und doch immer neue „Stille Nacht, heilige Nacht!“ Bei der Christbaumfeier am Nachmittage des Weihnachtsfestes wurde folgendes Programm ausgeführt:

- I. Ouverture zu „Das Freudenfest“ von Danzi.
  - a. Und wieder . . . ., Gedicht von Herbert.
  - ii. Weihnachtsparaphrase von Triebel.
  - b. Der Brief eines Soldatenkindes, Ged. von Br. Willram.
- III. Er, der Herrlichste von Allen, Lied von Schumann, für Instrumentalmusik eingerichtet von P. Michael Weiher.
  - c. Am Kripple, Gedicht von Frz. Keller.
- IV. Elfenchor, von Mendelssohn, für Instrumentalmusik eingerichtet von P. Michael Weiher.
  - d. Vom Erdenfrieden, Gedicht von Fl. Hofer.
- V. Weihnachtsfreuden, Tonstück für Orchester und Kinderinstrumente von F. Schmidt.

Die Verlosung der Gaben fand am Abende dieses Tages in gewohnter Weise statt.

Der Neujahrstag brachte einen Lichtbildervortrag über die österreichische Riviera und einen solchen über Leben und Kämpfen auf österreichischen Kriegsschauplätzen.

„Es war einmal Krieg.“ Dieses hübsche, gehaltvolle Weihnachtsstück von Peter Dörrler wurde in einer Umarbeitung am Dreikönigsfeste aufgeführt von den Schülern der 2. Fortbildungsklasse.

Bereits um jene Zeit begannen die Proben für die alljährlichen Hauptaufführungen in der Faschingszeit. Neue Gestalten von historischer Bedeutung sollten wieder einmal über unsere Bühne gehen, aber Gestalten, von denen Spieler und Zuschauer neben der Unterhaltung zu lernen bekamen fürs Leben in unseren großen Tagen. In den Zeiten Ottos III., des heimatfremden, träumerischen Kaiserkindes, das welscher Tücke mehr vertraute als erprobter deutscher Treue, ließen sie sich finden, die Träger wahrer Freundesliebe, unwandelbaren Vertrauens auf deutsche Kraft, wenn einig sie dem überall drohenden Feinde sich entgegenwirft, biederer Offenheit und lauterem Sinnes, wenn fremde Falschheit den geliebten Herrscher ungarnt. „Heimatsfremd“, ein fünftaktiges Drama, bot denn auch des ethisch und theatralisch Schönen gar viel und der darin den deutschen Tugenden entgegentretende Haß, der Neid, die Falschheit und die Herrschsucht auf seiten der Welschen gaben die tiefen Schatten, von denen die Lichtgestalten der deutschen Recken sich scharf abhoben. Wohl hat es harte Mühe gekostet und viele Überwindung, auch manches quellende Tränlein wurde wieder hinabgewürgt — doch klappte es endlich, daß die Mehrerauerbühne ihres alten Rufes sich würdig zeigen konnte. Dreimal wurde „Heimatsfremd“ öffentlich gespielt. Der Reingewinn zweier Aufführungen wurde dem Fond, der zur Unterstützung „der Witwen und Waisen nach gefallenen Vorarlbergern“ dient, zugewiesen. Beide Aufführungen waren sehr gut besucht und konnten dem Fonde ca. 900 K zugeführt werden. Eine Vorstellung galt den im hiesigen Lazarette sowie in den Spitalern von Bregenz und Lochau untergebrachten verwundeten und kranken Soldaten. Etwa 300 der-

selben wohnten der Aufführung bei, einige Offiziere, worunter Herr Oberstleutnant Gamisch, Herr Regimentsarzt Dr. Tögl, mehrere Aufsichtsdamen und Krankenschwestern begleiteten sie.

Ein kleines Lustspiel „Rinaldo Rinaldini“ v. Pailler, aufgeführt von einigen unserer „Kleinen“, beschloß die diesjährige Fastnacht.

Auf sehr angenehme Weise wurde die Eintönigkeit der Fastenzeit unterbrochen durch die Vorführung eines Films, darstellend die Krönung S. M. unseres Kaisers als König Karl IV. von Ungarn.

Am 19. März, dem Feste des hl. Josef, veranstaltete unsere marianische Kongregation nach der kirchlichen Feier, während welcher 17 Approbandisten in dieselbe aufgenommen wurden, auch eine außerkirchliche Feier, der Se. Gnaden unser Hochwürdigster Herr Abt, Se. Exzellenz Herr Landeshauptmann Adolf Rhombert und dessen Gemahlin, sowie einige andere geladene Gäste beiwohnten.

Die Feier wurde eingeleitet durch die Ouverture zu „Josef und seine Brüder“ von Méhul, gespielt von unserem Orchester. Es folgte eine dramatische Szene mit lebendem Bilde, darstellend die Erwählung des hl. Josef zum Bräutigam Mariens. Anschließend richtete P. Präses Worte der Begrüßung an Se. Exzellenz den Herrn Landeshauptmann, das hohe Ehrenmitglied der Kongregation, und schilderte hierauf den hl. Josef als Schutzpatron Österreichs und des Hauses Habsburg. Zur Illustration folgte wieder eine dramatische Szene mit lebendem Bilde: Glieder des Hauses Habsburg huldigen dem hl. Josef. Nun bestieg Se. Exzellenz der Herr Landeshauptmann das Rednerpult, sprach in halbstündiger Rede herrliche Worte über die Gaben und Gnadenerweise, die er selbst dem hl. Josef verdankte, referierte hierauf über seine ersten Audienzen, die er bei Sr. Majestät unserem jungen Kaiser Karl I. gehabt, und erzählte einige Anekdoten, welche die Menschenfreundlichkeit, den Gerechtigkeitssinn und die Religiosität unseres neuen Herrschers bekunden. Aufrichtige Begeisterung löste Se. Exzellenz mit seinen Ausführungen aus in den Herzen seiner Zuhörer, welche denn auch in der anschließend gesungenen Kaiserhymne Ausdruck fand.

Nun geht es dem Frühling entgegen. Viele Freuden hat sein Vorgänger Winter der Jung-Mehrerau, besonders im Monat Januar, beschert: herrliche Eisbahnen auf dem Bodensee und auf der Bregenzer Ach, kräftigende Spaziergänge an den Hängen des Pfänders und des Gebhardsberges, frohe Schneeballenschlachten, in denen wegen der Spärlichkeit des Rohmaterials die verwendete Munition zuweilen etwas „saftig“ ausfiel und schützende Burgen nicht sehr weit über die Fundamente heraus gedeihen konnten. Doch von all dem läßt sich leicht Abschied nehmen im Bewußtsein, daß mit den längeren Tagen es mit Riesenschritten entgegengeht der Stunde, in der Valet man sagen darf für einige Zeit dem engen Zwang und den trockenen Büchern, um wieder zu atmen die süße Luft der Heimat und — will's Gott — um wieder zu schauen die Heimat im Frieden.

## P. Chrysostomus Rieger †.

Am 2. Januar schloß sich das letzte Grab unseres jetzigen Friedhofes über den irdischen Überresten unseres lieben Mitbruders, des noch vielen Alt-Mehrerauern wohl bekannten Priester- und Professjubilars P. Johannes Chrysostomus Rieger. In den Vormittagsstunden des 30. Dezember v. J. hatte ein sanfter, seliger Tod den ehrwürdigen Greis nach kaum dreiwöchentlichem Kranklager von seinen Leiden erlöst. Er hatte das hohe Alter von 79 Jahren und 2 Monaten erreicht.

Der Verstorbene war am 2. November 1837 zu Neutrauchburg (Württemberg) als Kind braver, echt christlicher Eltern geboren. Die in der Dr. Lichtensteinschen Lehranstalt zu Isny begonnenen Gymnasialstudien vollendete der geweckte, talentvolle Jüngling in Ehingen. Der fröhliche Maturant zog sodann an die Universität Tübingen, um nach Absolvierung der vorgeschriebenen theologischen Kurse in das bischöfliche Priesterseminar zu Rottenburg einzutreten. Seine hübsch und sorgfältig geschriebenen Kollegienhefte, seine spätere langjährige Tätigkeit als Dozent der Theologie beweisen, daß er an beiden Anstalten mit großem Eifer und bestem Erfolg dem Studium oblag.

Am 9. August 1862 empfing er in Rottenburg die hl. Priesterweihe und am 24. desselben Monats feierte er in der Heimatpfarre seine Primiz. Er erhielt kurz darauf die Vikarstelle zu Berkheim und dann die in Aichstetten. Allein schon im folgenden Jahre bat er Abt Leopold Höchle um Aufnahme in unseren heiligen Orden. Sie wurde ihm gewährt und am 8. Dezember 1864 legte er in die Hände des Abtes Martin Reimann die Ordensgelübde ab und erhielt den Namen Johannes Chrysostomus. Der damals hagere Ordenspriester ahnte wohl nicht, daß er in seiner neuen Heimat am Bodensee eine mehr als 50jährige Wirksamkeit auszuüben berufen sei.

Da der damalige Mehrerauer Lehrkörper noch klein war, mußte man um jede neue Lehrkraft froh und dankbar sein. P. Chrysostomus wurde selbstverständlich sogleich als Lehrer im Institut angestellt; Mathematik und Religion sollten stets seine Lehrfächer sein. Volle 32 Jahre hat er unermüdlich und gewissenhaft an der Geistes- und Herzensbildung der Jugend gearbeitet, wobei er es vorzüglich verstand, tiefen Ernst und maßvolle Strenge mit väterlicher Milde zu paaren. Seine hohe, kräftige Gestalt, seine mächtige Stimme, sein scharfer, durchdringender Blick verschafften ihm eine Autorität, um die ihn mancher Lehrer beneiden könnte. So lieb und gut er gegenüber braven, fleißigen Schülern war, ebenso streng, unerbittlich streng konnte er boshafte, faule, unverbesserliche Jungen behandeln und bestrafen. Der Mathematikprofessor machte nie viele Worte, seine Erklärungen waren stets kurz und bündig; selbst begabte Studenten konnten bisweilen, bei schwierigen Partien, nur mit

Mühe dem knappen Vortrage des Lehrers folgen, der beim Prüfen nicht lange auf Antwort zu warten gewohnt war. Vom aufgerufenen Schüler verlangte er nur kurze Antworten, und wenn ein Zögernder unschlüssig und verlegen vor der Tafel stand, mußte er gar bald das kräftige „Schreib's na!“ vernehmen oder auch mit der allen seinen Schülern wohl unvergeßlichen, gewaltigen Schnupfdose des gestrengen Professors in unsanfte Berührung geraten.

Von 1889 bis 1895 wirkte P. Chrysostomus außerdem als Rektor des Kollegiums. Wohl keiner der damaligen Zöglinge wird den in voller Manneskraft stehenden Rektor mit dem sicheren, ernsten, imponierenden Auftreten vergessen. Wohl und Wehe der Studenten lagen ihm stets am Herzen, und wenn er auch nur selten mit den Zöglingen in unmittelbare Berührung trat, so erwarb er sich durch fleißige Schulbesuche eine genaue Kenntnis vom Stande der einzelnen Klassen und Schüler. Selten griff er bei diesen Besuchen persönlich in den Unterricht ein, sein scharfer Blick, sein Schweigen nur verriet den erfahrenen Schulmann, den schlechte Schüler arg fürchteten. Wie freudig atmeten solche Schlingel wieder auf, wenn der ernste P. Rektor das Schulzimmer verließ! Handelte es sich um Entlassung pflichtvergessener, gefährlicher Zöglinge, fand eine Ausschließung aus der Anstalt öffentlich statt, dann sprach der sonst wortkarge Mann mit solcher Würde, solchem Ernst und Nachdruck, daß alle Zuhörer tief ergriffen waren, ja förmlich zitterten. Glücklicherweise kam ein solcher Akt nur selten vor. Mit dem Schluß des Schuljahres 1894/95 legte P. Chrysostomus sein Amt als Rektor nieder und schied zugleich für immer aus dem Lehrkörper, dem er durch ein ganzes Menschenalter angehört hatte. Sein Andenken bei Lehrern und Schülern wird ein dankbares und gesegnetes bleiben.

Das Lehrfach war aber nicht das einzige Wirkungsfeld des kräftigen, arbeitslastigen Ordensmannes. Im Kloster selbst fanden seine großen Fähigkeiten reiche, mannigfaltige Verwendung. So war er manche Jahre Bibliothekar, Subkustos, Kapitelsekretär, Brudermagister, ferner von 1881—1891 Küchenmeister, von 1883—1900 Subprior und nicht weniger als 30 Jahre Bursarius, welches Amt er bis zu seinem Tode in gewissenhaftester, vorzüglicher Weise verwaltete. Als Subprior stand er 17 Jahre seinen höheren Vorgesetzten treu zur Seite, besaß er ja in hohem Grade das Vertrauen der Äbte, unter welchen er so eifrig und segensreich für das Wohl des Klosters wirkte. Den Untergebenen war er immer ein lieber, freundlicher, väterlich besorgter Oberer, den man zu jeder Zeit in äußeren und inneren Anliegen um Rat fragen konnte.

Mehrere Jahrzehnte hindurch wirkte außerdem der Verstorbene in unserer theologischen Hauslehranstalt als Dozent der Moral, der Pastoral, der Homiletik und der Exegese. Ferner entfaltete unser lieber Mitbruder, bis zum Greisenalter, einen nie erlahmenden Eifer auf dem Gebiete der praktischen Seelsorge. In vielen Pfarreien

Vorarlbergs und der Nachbardiözesen half er gar oft an Sonn- und Festtagen auf der Kanzel und im Beichtstuhl aus. Überall schätzte und liebte man den freundlichen, leutseligen, gemütvollen Ordensmann, den man als Beichtvater so gern aufsuchte. Letztere Tätigkeit übte er aus bis in die letzten Lebenswochen. Ja, solange er sich noch in die Klosterkirche schleppen konnte — er tat dies recht mühsam, sich an den Wänden haltend und von der Kommunionbank aus auf den Arm eines Studenten oder Dienstboten gestützt —, hörte er mit staunenswerter Unermüdlichkeit die Beichten der Zöglinge und des Volkes. Wie viele Tausende von Beichten er bis in die allerletzten Wochen seines 56jährigen Priesterlebens gehört, wie viel Trost und Segen er in diesem hohen, verantwortungsvollen Beruf gespendet, das weiß Gott allein. Wir können nur staunen über seinen vorbildlichen Eifer.

Nach Lob und Anerkennung hat der Entschlafene nie gestrebt. Nichtsdestoweniger freute er sich herzlich über den Lohn, den ihm der Herr schon hienieden zuteil werden ließ. Seinem treuen, eifrigen Diener schenkte Gott zwei seltene Ehren- und Jubeltage. Am 9. August 1912 konnte P. Chrysostomus seine Sekundiz und am 8. Dezember 1914 seine Jubelprofess bei voller geistiger Frische feiern. Die bei diesen Anlässen von seiten seiner Obern, Mitbrüder, Schüler und zahlreichen Freunde zuteil gewordenen wohlverdienten Ehrungen bewiesen die große Beliebtheit, das allgemeine Ansehen des Gefeierten, der tief gerührt und demütig diese Äußerungen innigen Dankes entgegennahm.

Wenn der Entschlafene diese Jubeltage bei voller geistiger Frische feiern konnte, so fühlte sein sonst äußerst kräftiger Organismus doch seit Jahren die Gebrechen des Alters. Zu den Schwindelanfällen, die ziemlich früh sich einstellten, gesellten sich eine stets zunehmende Schwäche des Gehwerkes und eine überaus lästige Platzangst, ferner eine infolge des beständigen Sitzens kaum vermeidliche Störung des Magens. Diese Gebrechen zwangen ihn endlich vor mehr als zwei Jahren ständig das Zimmer zu hüten, das er nur mehr als Leiche verlassen sollte. Selbst das Messelesen in der anstoßenden Abtskapelle mußte er aufgeben, die Füße versagten ihren Dienst. Wie glücklich und dankbar war er nun, als ihm der H. H. Prälat das seltene Privileg, die hl. Messe im eigenen Wohnzimmer sitzend lesen zu dürfen, vermittelte. Das war gewiß in den zwei letzten Lebensjahren sein süßester Trost, denn er konnte ja dieses Privileg bis zum 10. Dezember 1916 benützen.

Bereits im Sommer vergangenen Jahres nahmen die Kräfte des ehrwürdigen Greises zusehends ab, die Nahrungsaufnahme ward ständig geringer, der Magen arbeitete nicht mehr, der liebe Mitbruder magerte immer mehr ab. Am 11. Dezember empfing er bei vollstem Bewußtsein und mit rührender Andacht die heiligen Sterbsakramente. Still und geduldig ertrug der fromme, greise Patient die Leiden und Beschwerden der fortschreitenden Auflösung,

er blieb meistens bei klarem Bewußtsein und zeigte noch für Alles Interesse. Dankbar nahm er die ihm geleisteten Dienste an, wie er in gesunden Tagen für jede, auch die kleinste Gefälligkeit gar oft mit seinem heiteren ‚merci beaucoup‘ sich erkenntlich erwies. Am Samstag, 30. Dezember 1916, vormittags  $\frac{1}{4}$  vor 9 Uhr hauchte er still und sanft ohne Todeskampf seine fromme Seele aus. Wir wollen hoffen, daß der liebe, gute Mitbruder seinen Schöpfer, dem er sein Leben lang so treu gedient und den er so oft und so eifrig unter der eucharistischen Hülle besucht und verehrt, nun für immer von Angesicht zu Angesicht anschaut und anbetet.

P. Amadeus Favier.

## Kriegslieder aus deutschem Volksmund.

Das Kriegslied war ursprünglich wohl nur ein Ruf. Wer von uns schaffte sich als kleiner Bub, wenn wir etwa an einen finstern Ort geschickt wurden oder abends durch den Wald gingen, nicht Mut mit Schreien und Singen? Und leiteten wir unsere Knabengefechte nicht mit Hurras ein? Ein Angriff mit der blanken Waffe ohne anfeuernden Schlachtruf ist noch weniger denkbar. Beim gemeinsamen Schlachtruf schwindet die Todesfurcht, erwacht die Tatenlust. Der Schlachtruf bewirkt in den eigenen Reihen Siegeszuversicht, in denen der Feinde Schrecken. Mit welcher Begeisterung erfüllte nicht die Kreuzfahrer der Ruf: Gott willes! oder: Des helf uns daz heilige grap! Allgemein war im Mittelalter der fromme Ruf „Kyrie eleison“ verbreitet; daraus mögen sich dann mit der Zeit ganze religiöse Gesänge gebildet haben, wie uns solche noch begegnen werden. Auch das dreimalige „Halleluja“ konnte man hören; Beda d. Ehrw. berichtet in seiner Kirchengeschichte davon. An der Schwelle der Neuzeit traten an die Stelle der religiösen Rufe vielfach weltliche. So liebten die Landsknechte den Sturmruf „her! her!“ auszustoßen. Jedoch die Kaiserlichen unter Tilly begannen die Schlacht bei Breitenfeld (1631) mit dem Feldgeschrei „Jesus! Maria!“ Und die Christen vor Wien (1683) riefen beim Sturm auf die Türken: „Gott ist unser Beistand!“ Als die Hessen 1792 die von den Franzosen besetzten Wälle Frankfurts berannten, brachen sie in die todesmutigen Worte aus: Zum Donner, zum Donner, zum Donner halloh! — Stellen wir uns die Wirkung solcher Schlachtrufe vor. Einer schmettert den Ruf hinaus — Hunderte, Tausende fallen brausend ein, hohe Tenöre, tiefe Bässe — stärker und stärker anschwellend: bald zu Einer, ungeheuren Drohung, hinüber zum Feind; bald zu Einer, ungeheuren Bitte, hinauf zum Himmel!

Allein schon früh haben unsere Vorfahren auch eigentliche Kriegslieder, die im Chore gesungen wurden. Nach dem römischen Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus feierten die Westgoten,

als sie 378 bei Adrianopel dem Kaiser Valens gegenüberstanden, „den Ruhm der Ahnen in ungefügten Tönen“. In Germanien stimmten die anrückenden Krieger gleichfalls Gesänge an. Tazitus, von dem wir es vernehmen, erzählt noch, sie hätten dabei, um einen Widerhall zu erzeugen, die Schilde vor den Mund gehalten und aus der Stärke des Schalles auf Sieg oder Niederlage geschlossen. Warum auch nicht? Je entschlossener und sicherer sie waren, desto kräftiger dröhnten ihre Stimmen; so ergab sich von selbst ein ziemlich wahrscheinliches Vorzeichen für den Ausgang der Schlacht, ohne daß wir an Aberglauben zu denken brauchen. Durchaus natürlich muß es uns erscheinen, daß sie ihre Siege nacher besungen haben. Bezeugt wird es von Tazitus für die Bataver in den Niederlanden, 579 von Gregor d. Gr. für die Langobarden im oberen Italien. Indes ist keines von diesen Liedern erhalten. Aus dem Gedächtnisse gesungen und nie aufgeschrieben, gerieten sie später, durch andere, christliche ersetzt, in völlige Vergessenheit.

Im Jahre 881 lieferte einer der letzten Karolinger, Ludwig III., bei Saucourt den Normannen eine siegreiche Schlacht. Das nach ihm benannte Lied kündigt uns, der König habe, kühn voransprengend, einen Schlachtgesang angehoben, worauf aus aller Munde die Antwort „Kyrie eleison“ erscholl; wie der Schlachtgesang geheißen hat, ist nicht gesagt. Dagegen kennen wir den Text eines Kreuzfahrerliedes, das freilich auf dem Zuge gesungen ward:

In Gottes Namen fahren wir,  
seiner Gnade begehren wir.  
Nun helf uns die Gotteskraft  
und das heilige Grab,  
da Gott selber inne lag.

Kyrie eleis, Christeeleis, Kyrie eleis!  
Das helf uns der heilige Geist  
und die wahre Gottes Stimm,  
daß wir fröhlich fahren von hinn.  
Kyrie eleison!

Ein anderes Kreuzfahrerlied lautet: „Tendimus ad Christum, wir ziehen zu Christus . . .“

Bei Tusculum (1167) eröffnete der Erzbischof Christian in Barbarossas Heer die Schlacht wider den Papst mit dem Liede, „das die Deutschen im Kriege zu singen pflegten“: „Christ, der du geboren bist.“ — Am Berge Turon (1189) erhoben die Deutschen den Ruf „Kyrie eleison“ und sangen ein geistliches Lied; dann zogen sie die Schwerter und drangen auf die Franzosen ein. — Auf dem Marchfeld, wo 1278 König Rudolf und Ottokar von Böhmen miteinander gerungen haben, stimmte an des Habsburgers Seite der Bischof Heinrich von Basel das Gebet an:

Sankt Marei, Muotter unde Maid,  
alle unsre Not sei dir gekleit. (d. h. geklagt.)

Dasselbe Lied erklang bei den deutschen Kreuzfahrern vor Accon (1291); und wieder zu Göllheim (1298), als Rudolfs Sohn Albrecht mit Adolf von Nassau um die Krone stritt.



Ein frischer Ton voll Gottvertrauen, aber auch Selbstbewußtsein, geht durch das sog. Glarnerlied. Vor der Schlacht bei Näfels (1388) wenden sich die Eidgenossen an Christus und Maria:

wellend ihr uns helfen,  
so bstand wir alle welt;

und darauf an den Schutzpatron des Landes Glarus:

O helger herr sant Fridli  
du treuwer landsman,  
so diß land din eigen,  
so hilfs uns mit eren bhan!

Nach glücklich gewonnener Schlacht heißt es sodann:

Des danken wir alle gote  
und sant Fridli, dem helgen man! —

Welch anderer, unchristlicher Geist beherrscht dagegen die Raubritterpoesie! Es sei aus dieser, um das Zeitbild nicht zu fälschen, das Schenkenbachlied angeführt:

Man soll sie außer klauben  
auß ihren fuchsinen schauben  
mit prennen und mit rauben  
die selbige Kaufleut gut;  
das schafft ihr übermut.

Die „fuchsinen schauben“ (kostbare, mit Fuchspelz verbrämte Mäntel) der reichen Kaufleute scheinen auf die adeligen Wegelagerer eine besondere Anziehungskraft ausgeübt zu haben. Und doch beginnt das berühmte Lied:

Von erst so well wir loben  
Marjam die raine Maid,  
sie ist so hoch dort oben,  
kain pitt sie uns versait.

Die Sänger waren offenbar ähnliche „Verehrer“ der hl. Jungfrau, wie der Ätnahäuptling Falco Falcone in Lagerlöfs ‚Wundern des Antichrist‘ oder jener Sesto im ‚Sisto‘ von Federer. —

Tannenberg in Preußen ist nicht erst durch Hindenburg berühmt geworden! Am 14. Juli 1410 fand daselbst ein blutiges Treffen zwischen den Polen und den Deutschordensrittern statt; diese verließen den Wahlplatz mit dem Danklied: „Christ ist erstanden.“

\* \* \*

Es wäre schade, blieben uns jene rührenden Segenssprüche unbekannt, die im Mittelalter, und wohl auch noch darüberhinaus, von den Daheimbleibenden über die Krieger gesprochen worden sind. Jetzt, da gar manche Familie teure Angehörige draußen im ungewissen hat, versteht man so einen Reisesegen doppelt gut:

Ich sehe dir nach,  
ich sende dir nach  
mit meinen fünf Fingern  
fünfundfünfzig Engel.  
Gott in Gesunden  
heim dich mir sende!

Offen sei dir das Siegetor,  
also sei dir das Segeltor!  
Verschlossen sei dir das Wogentor,  
also sei dir das Waffentor!  
(Der zweite Teil augenscheinlich ein Erbstück aus heidnischer Vorzeit.)

Und wieder heißt ein Spruchgebet: „Herre Sankt Michael, sei du sein Schild und sein Speer; meine Fraue Sankta Maria, sei seine Halsberge!“ — Des Kriegers Morgensegen aber ist: „Mein Haupt sei mir stählen, kein Waffen schneide darein! Der heilige Himmeltraut (Gott) sei heut meine Halsberge“ (Panzer)!

Ein herrlicher junger Mann muß es gewesen sein, dem ein wahrhaft deutsches Frauenherz um die Mitte des 16. Jahrhunderts diese innige Liederblüte geweiht hat:

Ach, reicher Got, verleih im glück, tag, nacht und alle stunden.  
wo er reit in dem lande! wann ich gedenk, daß im wol geht,  
bewart sein leib vor unfalls dück, mein herz in großen freuden steht,  
bhüt in vor leid und schande! mir ist der liebste auf erden.  
das wil ich imer danken dir

\* \* \*

Ansehnlich ist der Hort von Liedern, den die Landsknechte anlegten. Wie sie marschieren, die Wackeren! voraus der Tambour in würdevollem, gemessenem Gang, mit der großen, schweren Landsknechtstrommel!

Im Blut mußten wir gan  
bis über, bis über die Schuch:  
Barmherziger Gott, erkenn die Noth!  
Barmherziger Gott, erkenn die Noth!  
Wir müssen sonst verderben also.

Welche Wucht liegt in diesem zweimaligen Aufschrei zu Gott, mitten in der Blutarbeit! So kurz und ergreifend schildert kein anderer Reim die Schrecken des Krieges. Sie mögen an die Schlacht bei Pavia (1525) denken, wo sich ihnen der König der Franzosen gefangen gab.

Vom Jahre 1552 ist ein echtes Heldenlied auf uns gekommen: jedes Wort markig und erhaben. Eine Landsknechtstruppe steht vor dem Feind. Ihr Hauptmann hat dem Fähnrich, der angesichts der feindlichen Übermacht zur Vorsicht mahnt, Verzagtheit vorgeworfen. Da

der fendrich nam ein stolzen gang,  
er gab dem fendlin einen schwang,  
er schwangs über feiel und grünen klee:  
„heut Fendrich, morgen nimmerme!  
beim fendlein will ich sterben, ja sterben!“

Wie stimmungsvoll ist der Gegensatz des blühenden Feldes und des zum Tode entschlossenen, in seiner Ehre gekränkten Mannes! Wie knapp und empfindungsreich das Abschiedswort!

Oft genug litten die armen fahrenden Soldaten auch bitterem Mangel, so daß sie garten (betteln) oder — stehlen mußten, und unter der Jahreszeit; der Humor geht ihnen aber doch nicht aus.

Unsere liebe Fraue ein warme Sonnen,  
vom kalten Brunnen, daß wir nit erfrieren!  
bescher uns armen Landsknechten

Auf alten Brunnen sieht man noch heute Marienbilder ragen. Die Landsknechte verrohten schließlich. Der Dreißigjährige Krieg besorgte dies bei den Soldaten insgemein. Kaum die Schweden

allein ließen die Mütter mahnen: „Bet, Kindle, bet — morgen kommt der Schwed!“ Sangen doch auch die Pappenheimer:

Die Bauren, die Bauren haben ein groß Trauren, daß wir uns sollten erbarmen ihner Frauen und Kindelein armen,	Wir lassen uns nit erbitten Lindelo, Hübner und Kurtenbach, wir seind vom Teufel beritten! —
--	--

Bezeichnend ist ein schweizerisch Kriegsgebet aus jener Zeit:

Laßt eus abermal betta für eusra Stadt und Flecka, für eusre Kütch und Geissa, für eusre Witwa und Waißa, für eusre Roß und Rinder, für eusre Weib und Kinder, für eusre Henna und Hahna, für eusre Kessel und Pfanna,	für eusre Gäns und Endta, für eusre Oberst und Regenta, au insonderheit für eusre liebi Schwitz; wenn der bluotig Krieg wett cho, wett alls nä, so wetten wir eus treuli wehra und ihn niena dura loh, au den Find gar ztod schloh und dann singa:
---	--

Eia Viktoria! der Find ischt cho, hett alles gno,  
hett Fenster i gschlaga, hett's Blei drus graba,  
hett Kugla drus goßa, und d'Baura erschossa;  
eia Viktoria! nu ischt's us, geht wiedri na Hus. —

Einen höheren Flug nimmt wieder ein Husarenlied, das um 1700 entstanden sein mag:

Es ist nichts lustger auf der Welt und auch nichts so geschwind, als wir Husaren in dem Feld, wenn wir beim Schlachten sind . . .	Wengleich mein treuer Kamerad muß bleiben in dem Streit, Husaren fragen nichts darnach, sind auch dazu bereit.
--	---

Der Leib verweset in der Gruft,  
der Rock bleibt in der Welt;  
die Seele schwingt sich durch die Luft  
ins blaue Himmelszelt.

Im Siebenjährigen Krieg jubeln sie:

Wir Husaren haben uns ein Bräutlein auserwählt,  
das lebet und schwebet ins weite Feld,  
das Bräutlein, das wird die Standarte genannt,  
das ist uns Husaren gar wohl bekannt. —

Wer weiß, wie im 18. Jahrhundert die Soldatenschinderei überhandnahm, der begreift den trüben Ton in anderen Liedern,

Und einen Tag und alle Tag  
dieselbe Plag, dieselbe Klag:  
Spießbruten, Spießbruten, Spießbruten, daß es kracht!

der begreift auch, daß mancher der Geplagten vor Heimweh fahnenflüchtig wurde. So der „zu Straßburg auf der Schanz“ . . . So, der da klagt:

Ein' halb' Stund in der Nacht,  
da haben sie mich gefangen gemacht;  
sie führten mich vor's Hauptmanns Haus,  
ach Gott, wie sieht es aus:  
mit mir ist's aus! —

Besser verstand „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ seine Soldaten, die ihm dafür auch anhänglich waren. Von Schwerin

ist das Gleiche zu glauben; sonst hieße es nicht in der ‚Prager Schlacht‘ (1757):

Darauf rückte Prinz Heinrich heran  
wohl mit achtzigtausend Mann:  
„Meine ganze Armee wollt ich drum geben,  
wenn mein Schwerin noch wär am Leben!“  
O, ist das nicht eine große Not,  
Schwerin ist geschossen tot!

An diesem Lied haben wir außerdem ein mustergültiges Beispiel dafür, wie überhaupt unsere Volkslieder entstanden sind. Nicht ein einzelner ist der Dichter, sondern in der Regel waren es mehrere, die eines herstellten. Saßen da ein paar sangesfrohe Gesellen beisammen und ging ihnen, während sie alter Erlebnisse gedachten, das Herz auf: so „verbrachen“ sie ohne viel Müh' und Kunst, der eine diese, der andere jene Strophe. Kommt Ähnliches nicht noch heutzutage vor? In Ton und Weise richtete man sich gern nach einem älteren, schon eingesungenen Spielmannslied. Auf Zusammenhang ward nicht ängstlich geschaut; jeder gab, was auf ihn den stärksten Eindruck gemacht hatte. Die Stimmung war die Hauptsache. In unserem Falle besagt die Schlußstrophe eigens:

Wer hat dtes Liedlein denn erdacht?  
Es habens drei Husaren gemacht,  
unter Seydlitz seind sie gewesen,  
und auch bei Prag selbst mitgewesen.

Rasch in Umlauf gesetzt, von Kompagnie zu Kompagnie, von Ort zu Ort, ist es natürlich, daß sie arg „zersungen“, d. h. verändert wurden. So will von unserem eine andere Fassung wissen:

Wer hat denn das Liedchen erdacht?  
Studenten aus Leipzig habens gemacht,  
in der Zeitung haben sie es gelesen,  
die alle Wochen kam von Tresen:  
Vivat viva Victoria, viva Victoria!

Seitdem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Schulbildung allgemein wurde, floß der Born der Volkslieder spärlicher und spärlicher. Oder war die reicher und reicher strömende Kunstdichtung schuld daran? Wahrscheinlich beides. Tatsache ist: wir treffen immer weniger Lieder aus dem Volk, immer mehr für das Volk. Die Freiheitskriege und alle späteren brachten eine prächtige Ernte an Volksliedmäßigen hervor, — wer wollte sie missen? Dennoch muß man bedauern, daß sich der Volksmund selber so selten mehr auftat. Wenn er es aber tat, gelang ihm noch immer kraftvolles, Schönes. Wie anschaulich malt ein Volkslied auf Schill, den tapferen Freischarenführer, die einherschreitende Reiterei:

Es rasselt und prasselt, es blänkert und blitzt!

Und wie packend besingt den Tod der Schillschen Offiziere das Soldatenlied:

Zu Wesel auf der Schanz  
Da stand ein junger Knabe . . .

Gewaltig, weil auf ein göttliches Rechten und Richten eingestellt, klingt das Fluchtlied (1812):

Mit Mann und Roß und Wagen: so hat sie Gott geschlagen!	Feldherrn ohne Witz, Stückleut' ohne Geschütz,
Es irrt durch Schnee und Wald umher das große mächtige Franschenheer.	Flüchter ohne Schuh, nirgend Rast und Ruh!
Der Kaiser auf der Flucht, Soldaten ohne Zucht:	Mit Mann und Roß und Wagen: so hat sie Gott geschlagen!
Mit Mann und Roß und Wagen: so hat sie Gott geschlagen!	

Treffend ist das Bild, das vom Marschall Vorwärts entworfen wird:

General Blücher, das war' ein so tapferer Held,  
er streicht wie ein Adler wol über das Feld  
vorn an der Spitze.

Ich weiß nicht, in welchem Krieg folgendes Lied entstand; es weckt tiefe Empfindungen:

Als auf die Völker standen und mutig klang das Schwert,  
da sprach zu den drei Söhnen ein deutsches Mutterherz:  
„Empfangt, ihr braven Knaben, den Segen meiner Hand  
und folgt der Freiheit Fahne und kämpft fürs Vaterland!“  
Und wie erging's den Söhnen? Der erste starb im Feld,  
der zweite starb in Ketten, der dritte in fremder Welt.  
Da weint die deutsche Mutter, legt an ein schwarz Gewand;  
sie weint um ihre Söhne, sie weint ums Vaterland. —

Und Colbergs Grenadiere bei Pontarlier (1871) hören wir betuern:

Wir werden's nie vergessen,	die vielen Kameraden wert,
das Blut im tiefen Schnee,	die ausruhn dort in kühler Erd, vom ersten Bataillon.

Wem ist nicht jene neue Strophe vertraut, die der jetzige Weltkrieg dem alten Uhland'schen Kameraden geliehen hat:

Gloria, Gloria, Gloria, Victoria!  
Ja mit Herz und Hand fürs Vaterland!  
Die Vöglein im Walde,  
sie sangen all so wunder-wunderschön:  
„In der Heimat, in der Heimat,  
da gibt's ein Wiedersehn.“

Und glänzenden Auges, voller Hoffnung auf seinen jungen, herrlichen Kaiser, stimmt manch österreichischer Kriegsmann mit ein:

Vaterland:  
blutend grüßt dich meine Hand.  
Möcht dich gerne wiedersehen,  
nun du jetzt wirst auferstehen  
in der Einheit lichthem Glanz!

Allen aber, draußen und daheim, spricht aus der Seele heraus das deutsche Volkslied von 1809 bis 1812:

Große Kugeln hört man sausen,  
kleine aber noch viel mehr.  
Ach so bitten wir Gott im Himmel,  
ach so bitten wir Gott im Himmel:  
Wenn's doch einmal Friede wär'!